

Die Insel des Dr. Moreau

Roman

Bearbeitet von
H.G. Wells, Christine Mrowietz, Felix Paul Greve

1. Auflage 2016. Taschenbuch. ca. 192 S. Paperback

ISBN 978 3 423 14511 4

Format (B x L): 12 x 19,1 cm

schnell und portofrei erhältlich bei


DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

dtv

Dr. Moreau ist ein fanatischer Wissenschaftler, ein Vivisekteur, der auf einer einsamen Insel aus Tieren Menschen machen will. Seine Kolonie monströser Tiermenschen, die einen ahnungslosen Schiffbrüchigen in Todesangst versetzen, bevölkert die geheimnisvolle Insel. Immer mehr grauenvolle Geheimnisse werden enthüllt und bald ergibt sich für den Gestrandeten ein Bild unaussprechlichen Schreckens.

Dieser phantastische Roman von H. G. Wells, der bei seinem Erscheinen 1896 einen Sturm der Entrüstung auslöste und bis heute zu seinen berühmtesten Werken zählt, ist im Zeitalter der Genforschung von erschütternder Aktualität.

H(erbert) G(eorge) Wells wurde am 21. September 1866 in Bromley/Kent geboren. Er studierte Naturwissenschaften und war Mitbegründer der Royal College of Science Association. Zu Weltruhm gelangte er mit seinen Romanen, die ihn als Begründer der modernen Science-Fiction, als genialen phantastischen Utopisten und Gesellschaftskritiker ausweisen. Sein Gesamtwerk umfaßt etwa hundert Bände. Die Hauptwerke sind bei dtv im Taschenbuch lieferbar.

H.G. Wells

Die Insel
des Dr. Moreau

Roman

Aus dem Englischen von
Felix Paul Greve
Neu durchgesehen von
Christine Mrowietz

Mit einem Essay von Jorge Luis Borges
»Der frühe Wells«

dtv

Titel der Originalausgabe:
»The Island of Doctor Moreau«
London 1896

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de



Neuausgabe 2016
Veröffentlicht 1996 in der
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Für den Text:
© 1976 by the Executors of the Estate of H.G. Wells
und Paul Zsolnay Verlag Wien
Für das Nachwort:
© 1992 Carl Hanser Verlag, München Wien
Umschlaggestaltung: dtv unter Verwendung des Bildes
»Goho Dohji« (1987) von H.R. Giger
Satz: Satz für Satz. Barbara Reischmann, Leutkirch
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14511-4

Einleitung

Am 1. Februar 1887 ging die *Lady Vain* durch Kollision mit einem Wrack verloren, als sie sich etwa auf 1° südlicher Breite und 107° westlicher Länge befand.

Am 5. Januar 1888 – das heißt elf Monate und vier Tage später – wurde mein Onkel Edward Prendick, ein Privatmann, der mit Sicherheit in Callao an Bord der *Lady Vain* gegangen war und für ertrunken gehalten wurde, unter 5° 3' südlicher Breite und 101° westlicher Länge in einem kleinen, offenen Boot aufgefischt, dessen Name unlesbar war, das aber vermutlich zu dem vermißten Schoner *Ipecacuanha* gehört hatte. Sein Bericht klang so seltsam, daß man ihn für wahnsinnig hielt. Später erklärte er, vom Moment des Verlassens der *Lady Vain* an könne er sich an nichts mehr erinnern. Sein Fall wurde damals als ein merkwürdiges Beispiel für Gedächtnisschwund infolge physischer und geistiger Überanstrengung unter Psychologen viel besprochen. Die folgende Erzählung fand der Unterzeichnete, sein Neffe und Erbe, unter seinen Papieren; sie war jedoch von keiner ausdrücklichen Bitte um Veröffentlichung begleitet.

Die einzige Insel, von der man in der Gegend, wo mein Onkel aufgefunden wurde, weiß, ist *Noble's Isle*, eine kleine unbewohnte vulkanische Insel. Sie wurde 1891 von *IMS Scorpion* besucht. Eine Schar von Matrosen landete, fand aber nichts Lebendiges außer merkwürdigen weißen Nachtfaltern, einigen Schweinen und Kaninchen und ein paar ziemlich eigentümlichen Rat-

ten. Von diesen nahm man keine Exemplare mit. Also bleibt diese Erzählung in ihrem wesentlichsten Punkt unbestätigt. Dies vorausgeschickt, scheint es mir ungefährlich, diese unheimliche Geschichte im Einklang, wie ich glaube, mit den Absichten meines Onkels an die Öffentlichkeit zu bringen. Wenigstens das läßt sich mit Gewißheit sagen: mein Onkel verschwand auf etwa 5° südlicher Breite und 105° westlicher Länge aus den Augen der Menschen, und er erschien nach elf Monaten in derselben Gegend des Ozeans wieder. Während der Zwischenzeit muß er auf irgendeine Weise gelebt haben. Und es hat sich herausgestellt, daß der Schoner namens *Ipecacuanha* mit dem betrunkenen Kapitän John Davis tatsächlich im Januar 1887 mit einem Puma und anderen Tieren an Bord von Arica ausgelaufen ist: das Fahrzeug war in verschiedenen Häfen der Südsee wohlbekannt, und es verschwand (mit einer beträchtlichen Ladung Kopra an Bord) endgültig aus diesen Meeren, als es im Dezember 1887, zu einem Zeitpunkt, der völlig zu meines Onkels Erzählung stimmt, von Banya aus seinem unbekannten Schicksal entgegensegelte.

CHARLES EDWARD PRENDICK

Im Rettungsboot der *Lady Vain*

Ich habe nicht die Absicht, dem, was bereits über den Verlust der *Lady Vain* geschrieben wurde, noch etwas hinzuzufügen. Wie jedermann weiß, kollidierte sie zehn Tage nach ihrer Ausfahrt aus Callao mit einem Wrack. Das Langboot wurde nach achtzehn Tagen von I. M. Kanonenboot *Myrtle* mit sieben Mann von der Mannschaft aufgefischt, und die Geschichte ihrer Leiden und Entbehrungen ist fast ebenso bekannt geworden wie der weit schrecklichere Fall der *Medusa*. Ich habe jedoch der bereits veröffentlichten Geschichte der *Lady Vain* eine andere, ebenso grauenhafte und jedenfalls viel merkwürdigere hinzuzufügen. Man hat bisher angenommen, die vier Leute, die in dem Rettungsboot waren, seien umgekommen. Aber das ist nicht richtig. Ich habe den besten Beweis für diese Behauptung: Ich bin einer von den vier Leuten.

Aber zunächst muß ich feststellen, daß im Rettungsboot niemals vier Leute gewesen sind; die Zahl betrug drei. Constans, den »der Kapitän in die Gig springen sah« (*Daily News*, 17. März 1887), erreichte uns zu unserem Glück, zu seinem Unglück nicht. Er sprang aus dem Gewirr von Tauen unter den Streben des zerschmetterten Bugspriets heraus; ein kleines Tau faßte seinen Absatz, als er lossprang, und er hing einen Augenblick mit dem Kopf nach unten, dann fiel er und

schlug auf einem Block oder Balken auf, der im Wasser schwamm. Wir ruderten zu ihm, aber er kam nicht wieder an die Oberfläche.

Ich sage, zum Glück für uns erreichte er uns nicht, und ich könnte beinahe hinzufügen, zum Glück auch für ihn, denn wir hatten nur ein kleines Faß Wasser und etwas naß gewordenen Schiffszwieback bei uns – so plötzlich war der Alarm gewesen, so unvorbereitet das Schiff auf jeden Unglücksfall. Wir meinten, die Leute im Langboot seien besser versorgt (freilich scheint das nicht der Fall gewesen zu sein), und wir versuchten sie zu rufen. Sie konnten uns nicht hören, und als sich am anderen Tage der Sprühnebel aufklärte – was erst nach Mittag geschah –, war nichts mehr von ihnen zu sehen. Wegen des Schaukelns des Bootes war es uns nicht möglich aufzustehen, um uns umzublicken. Die See ging in hohen Wogen, und nur mit Mühe gelang es uns, ihnen die Spitze des Boots entgegenzuhalten. Die zwei anderen Leute, die sich mit mir zusammen gerettet hatten, waren ein Mann namens Helmar, wie ich ein Passagier, und ein Matrose, dessen Namen ich nicht mehr weiß, ein kurzer, stämmiger Mann, der stotterte.

Wir trieben hungernd und, nachdem uns das Wasser ausgegangen war, von einem unerträglichen Durst gequält, acht Tage lang umher. Nach dem zweiten Tage legte sich die See zu glasiger Ruhe. Der Leser kann sich diese acht Tage wohl kaum vorstellen. Nach dem ersten Tage sprachen wir nur noch wenig miteinander; wir lagen auf unseren Plätzen im Boot und starrten auf den Horizont oder beobachteten mit Augen, die von Tag zu Tag weiter und hohler wurden, das Elend und die Schwäche, die unsere Gefährten überwältigten. Die Sonne war erbarmungslos. Das Wasser ging am vierten

Tag aus, und uns kamen schon die schlimmsten Gedanken; aber ich glaube, erst am sechsten gab Helmar dem Ausdruck, woran wir alle drei dachten. Unsere Stimmen waren so trocken und dünn, daß wir uns zueinander hinneigten und mit den Worten sparsam umgingen. Ich widersetzte mich mit aller Macht; mir wäre es lieber gewesen, wir hätten das Boot angebohrt und wären zusammen unter den Haien umgekommen, die uns folgten. Aber als Helmar sagte, wenn man seinem Vorschlag folge, hätten wir zu trinken, schloß der Matrose sich ihm an.

Ich wollte aber kein Los ziehen, und nachts flüsterte der Matrose immer wieder mit Helmar, und ich saß im Bug, mein Klappmesser in der Hand – freilich zweifle ich, ob ich das Zeug zum Kampf in mir gehabt hätte. Am Morgen stimmte ich Helmars Vorschlag zu, und wir warfen einen Groschen, um den Überzähligen zu finden.

Das Los fiel auf den Matrosen, aber er war der Stärkste von uns und wollte sich nicht fügen; er griff Helmar an. Sie rangen miteinander und standen dabei auf. Ich kroch durchs Boot zu ihnen hin und wollte Helmar helfen, indem ich den Matrosen am Bein packte; aber der Matrose stolperte, weil das Boot so schwankte, und die beiden fielen auf den Rand und rollten zusammen über Bord. Sie sanken wie die Steine. Ich erinnere mich, daß ich darüber lachte und mich wunderte, warum ich lachte. Das Lachen packte mich wie etwas, das gar nicht zu mir gehörte, sondern von außen kam.

Ich lag, ich weiß nicht, wie lange, auf einer der Ruderbänke und dachte, wenn ich nur die Kraft hätte, wollte ich bis zur Besinnungslosigkeit Meerwasser trinken, um schnell zu sterben. Und während ich noch so

dalag, sah ich ein Segel über den Horizont zu mir herankommen, aber ich betrachtete es völlig unbeteiligt, als handle es sich um ein Bild. Mein Geist muß sich in anderen Sphären bewegt haben, und doch besinne ich mich ganz deutlich auf alles, was geschah. Ich erinnere mich, wie mein Kopf mit den Wellen schwankte und wie der Horizont mit dem Segel darüber auf und nieder tanzte. Aber ich entsinne mich nicht minder deutlich, daß ich überzeugt war, ich sei tot, und daß ich dachte, welch bitterer Hohn es sei, daß diese Leute, die nur um so wenig zu spät kamen, mich nicht mehr lebendig vorfinden würden.

Eine endlose Zeit, so schien es mir, lag ich mit meinem Kopf auf der Ruderbank und beobachtete den tanzenden Schoner – es war ein kleines Schiff, vorn und hinten wie ein Schoner getakelt –, der aus dem Meer herankam. Er lavierte in immer weiteren Bogen hin und her, denn er segelte hart am Wind. Es fiel mir keinen Augenblick ein, die Aufmerksamkeit auf mich zu lenken, und ich erinnere mich an nichts mehr deutlich, bis ich mich in einer kleinen Kabine wiederfand. Ich habe eine dunkle Erinnerung, daß ich das Fallreep hinaufgehoben wurde und ein großes, rotes Gesicht sah, das mit Sommersprossen bedeckt und von rotem Haar umgeben war und mich von der Reling her anstarrte. Ich hatte auch den zusammenhanglosen Eindruck, ein dunkles Gesicht mit merkwürdigen Augen zu erkennen, die mir ganz nahe waren; aber das hielt ich für einen Alp, bis ich es widersah. Ich entsinne mich ferner, daß mir irgend etwas eingeflößt wurde. Und das ist alles.

Der Mann, der nirgendwohin fuhr

Die Kabine, in der ich mich befand, war klein und ziemlich unsauber. Ein noch junger Mann mit Flachshaar, einem borstigen, strohfarbenen Schnurrbart und hängender Unterlippe saß bei mir und hielt mein Handgelenk. Eine Minute lang blickten wir einander an, ohne zu sprechen. Er hatte wäßrige, graue, merkwürdig ausdruckslose Augen.

Dann hörte ich genau über uns ein Geräusch, wie wenn eine eiserne Bettstelle umhergeworfen würde, und dann das leise, wütende Knurren eines großen Tieres. Zugleich sprach der Mann wieder.

Er wiederholte seine Frage: »Wie fühlen Sie sich?«

Ich glaube, ich sagte, daß ich mich ganz wohl fühlte. Ich konnte mich nicht besinnen, wie ich hierhergekommen war. Er muß mir die Frage vom Gesicht abgelesen haben, denn ich selbst brachte kein Wort hervor.

»Sie wurden in einem Boot gefunden – am Verhungern. Auf dem Boot stand der Name *Lady Vain*, und auf dem Bordrand waren Blutflecken.« Zu gleicher Zeit fiel mein Blick auf meine Hand: Sie war so dünn, daß sie wie ein schlaffer Hautsack voll loser Knochen aussah, und die ganze Sache mit dem Boot fiel mir wieder ein.

»Nehmen Sie hiervon«, sagte er und gab mir etwas von einem gefrorenen roten Zeug.

Es schmeckte wie Blut, aber es schien mich zu stärken.

»Sie haben Glück gehabt«, sagte er, »daß Sie von einem Schiff mit einem Arzt an Bord aufgenommen wurden.« Er lallte ein wenig und sprach mit einem leichten Lispeln.

»Was für ein Schiff ist das hier?« fragte ich langsam, von meinem langen Schweigen heiser.

»Es ist ein kleiner Kauffahrer von Arica und Callao. Ich habe nicht gefragt, woher es ursprünglich gekommen ist. Aus dem Land der Narren vermutlich. Ich selber bin Passagier von Arica. Der Esel, dem es gehört – er ist zugleich Kapitän und heißt Davis –, hat sein Patent verloren oder so was. Sie kennen den Menschenschlag – nennt das Ding *Ipecacuanha*. Freilich, wenn viel See ist und kein Wind, da läuft es ganz ordentlich.«

Da begann oben der Lärm von neuem: ein knurrendes Brummen und zugleich die Stimme eines menschlichen Wesens. Dann befahl eine andere Stimme einem »gottverlassenen Idioten«, er solle aufhören.

»Sie waren fast tot«, sagte mein Gegenüber. »Es hing wirklich an einem Haar. Aber ich habe Ihnen einiges eingegeben. Sehen Sie die Einstiche am Arm? Injektionen. Sie sind seit fast dreißig Stunden ohnmächtig gewesen.«

Ich kam nur langsam zu mir. Jetzt lenkte mich das Bellen einer Hundemeute ab. »Kann ich feste Nahrung zu mir nehmen?« fragte ich.

»Und mir haben Sie's zu verdanken«, sagte er. »Das Hammelfleisch kocht schon.«

»Ja«, sagte ich mit Zuversicht, »ich könnte ein wenig Hammelfleisch essen.«

»Aber«, sagte er mit einem leichten Zögern, »wissen Sie, ich möchte um mein Leben gern erfahren, wie es kam, daß Sie allein in dem Boot waren.« Ich

glaubte in seinen Augen einen gewissen Verdacht zu entdecken.

»Dieses verdammte Geheul!«

Er verließ die Kabine plötzlich, und ich hörte ihn heftig mit jemandem schelten, der ihm in Rotwelsch zu antworten schien. Es klang, als endete die Sache mit Schlägen, aber darin, glaube ich, täuschten sich meine Ohren. Dann rief er den Hunden zu und kam in die Kabine zurück.

»Nun?« fragte er in der Tür. »Sie wollten gerade anfangen, mir alles zu erzählen.«

Ich nannte ihm meinen Namen, Edward Prendick, und legte ihm dar, wie ich mich auf die Naturwissenschaft verlegt hatte, um die Langeweile meiner behaglichen Unabhängigkeit loszuwerden. Das schien ihn zu interessieren. »Ich habe selber ein wenig Naturwissenschaft getrieben – habe meine Biologie auf der Universität gemacht, dem Regenwurm den Eierstock rausgeholt und der Schnecke die Radula und all das. Himmel! Es sind zehn Jahre her. Aber fahren Sie fort, fahren Sie fort – erzählen Sie mir von dem Boot.«

Er war offenbar bezüglich der Aufrichtigkeit meiner Erzählung befriedigt, obgleich ich in knappen Sätzen berichtete – denn ich fühlte mich furchtbar schwach –, und als sie zu Ende war, kam er sofort auf das Thema der Naturwissenschaft und seine eigenen biologischen Studien zurück. Er begann mich genau nach der Tottenham Court Road und der Gower Street zu befragen. »Existiert Cablatzi noch? Was für ein Laden das war!« Er war offenbar ein sehr durchschnittlicher Student der Medizin gewesen, und unaufhaltsam steuerte er das Thema Vergnügungsorte an. Er erzählte

mir ein paar Anekdoten. »Alles aufgegeben«, sagte er. »Vor zehn Jahren. Was für ein lustiges Leben! Aber ich habe einen Esel aus mir gemacht ... Hab' mir alles verbaut, eh' ich einundzwanzig war. Ich kann mir denken, jetzt ist alles anders ... Aber ich muß mal nach dem Esel von Koch sehen, was er mit Ihrem Hammelfleisch macht!«

Das Knurren oben begann so plötzlich und mit so wilder Wut von neuem, daß es mich erschreckte. »Was ist das?« rief ich ihm nach, aber die Tür hatte sich geschlossen. Er kam mit dem gekochten Hammelfleisch zurück, und ich war von dem appetitlichen Duft so erregt, daß ich den Lärm des Tieres bald vergaß.

Nach einem Tag abwechselnden Schlafens und Essens war ich so weit erholt, daß ich aus meiner Kojе steigen, an das Bullauge treten und die grünen Wellen sehen konnte, die mit uns Schritt zu halten versuchten. Montgomery – so hieß der flachshaarige Mann – kam wieder herein, als ich dort stand, und ich bat ihn um Kleider. Er lieh mir ein paar Segeltuchsachen von sich, denn die, die ich im Boot getragen hatte, sagte er, waren über Bord geworfen worden. Sie saßen mir ziemlich lose, denn er war breit gebaut und langgliedrig.

Er gab mir zu verstehen, der Kapitän liege fast volltrunken in seiner Kabine. Als ich die Kleider annahm, begann ich ihn über das Ziel des Schiffes zu befragen. Das Schiff solle nach Hawaii fahren, müsse ihn aber erst an Land bringen.

»Wo?« fragte ich.

»Auf einer Insel ... Ich lebe da. Soweit ich weiß, hat sie keinen Namen.«

Er starrte mich mit hängender Unterlippe an und sah

plötzlich so eigensinnig und abweisend aus, daß mir schien, er wolle meinen Fragen ausweichen. Ich war so diskret und fragte nicht weiter.

Das unheimliche Gesicht

Wir verließen die Kabine. An der Kajütstreppe stießen wir auf einen Mann, der uns den Weg versperrte. Er stand, den Rücken gegen uns gekehrt, auf der Schiffsleiter und spähte über die Scherstöcke der Luke. Es war ein mißgestalteter, kurzer, breiter, plumper Kerl mit einem Buckel, behaartem Nacken und zwischen die Schultern gesunkenem Kopf. Er war in dunkelblaue Serge gekleidet und hatte merkwürdig dickes, grobes, schwarzes Haar. Ich hörte die unsichtbaren Hunde wütend knurren, und alsbald duckte er sich und stieß gegen die Hand, die ich ausgestreckt hatte, um ihn abzuwehren. Er drehte sich mit tierischer Behendigkeit um.

Auf irgendeine unbestimmte Weise widerte mich dieses Gesicht zutiefst an. Es war seltsam entstellt, sprang vor und erinnerte dunkel an eine Schnauze; der große, halboffene Mund zeigte so starke weiße Zähne, wie ich sie noch nie in einem menschlichen Munde gesehen hatte. Die Augen waren an den Rändern blutunterlaufen, und kaum ein Streif Weiß blieb um die nußbraunen Pupillen. Eine seltsame Glut und Aufregung spiegelte sich in diesem Gesicht.

»Zum Henker!« sagte Montgomery. »Warum gehst du nicht aus dem Wege?« Der Mann mit dem schwarzen Gesicht sprang ohne ein Wort zur Seite.

Ich stieg weiter hinauf und starrte ihn dabei instinktiv an. Montgomery blieb einen Moment am Fuß der Treppe stehen. »Du weißt, du hast hier nichts zu suchen«, sagte er bedächtig. »Dein Platz ist vorn.«

Der Mann mit dem schwarzen Gesicht kauerte nieder. »Sie ... wollen mich vorn nicht haben.« Er sprach langsam, mit einem wunderlichen, heiseren Klang in der Stimme.

»So, sie wollen dich vorn nicht haben!« sagte Montgomery mit drohender Stimme. »Aber ich sage dir, du gehst!« Er war nahe daran, noch etwas hinzuzufügen, blickte aber plötzlich zu mir auf und folgte mir die Leiter hinauf. Ich hatte still gestanden und blickte zurück, noch immer maßlos über die groteske Häßlichkeit dieses schwarzgesichtigen Geschöpfes erstaunt. Ich hatte nie zuvor ein so abstoßendes und fremdartiges Gesicht gesehen, und dennoch – so widersprüchlich es klingt – hatte ich zur gleichen Zeit die merkwürdige Empfindung, als sei ich irgendwie *doch* schon genau den Zügen und Gebärden begegnet, die mich jetzt entsetzten. Später fiel mir ein, daß ich das Geschöpf wahrscheinlich gesehen hatte, als ich an Bord gehoben wurde, doch befriedigte das meinen Argwohn, es schon früher irgendwo erblickt zu haben, kaum. Aber wie man ein so eigentümliches Gesicht vor Augen gehabt und vergessen haben kann, wann und wo das war, das ging über meine Vorstellungskraft.

Die Bewegung, die Montgomery machte, um mir zu folgen, lenkte meine Aufmerksamkeit ab, und ich wandte mich und sah mich auf dem glatten Deck des kleinen Schoners um.

Ich war durch die Töne, die ich gehört hatte, schon halb auf den Anblick, der sich mir bot, vorbereitet.

Trotzdem hatte ich noch nie ein so schmutziges Deck gesehen. Es war mit Rübenabfall, Fetzen von grünem Zeug und unbeschreiblichem Schmutz bedeckt. An den Hauptmast waren mit Ketten eine Horde grauer Hetzhunde gefesselt, die jetzt gegen mich zu springen und zu bellen begannen, und am Besanmast war ein riesiger Puma in einen kleinen eisernen Käfig gesperrt, der so eng war, daß sich das Tier nicht einmal umdrehen konnte. Ferner gab es auf Steuerbord einige große Ställe, die unzählige Kaninchen enthielten, und ein einzelnes Lama war vorn in eine viel zu kleine Kiste gequetscht. Die Hunde hatten Lederriemen um die Schnauzen. Das einzige menschliche Wesen auf Deck war ein hagerer, schweisgsamer Seemann, der das Steuer bediente.

Die geflickten, schmutzigen Treibsegel standen straff vor dem Winde; überhaupt schien das kleine Schiff all seine Segel gesetzt zu haben. Der Himmel war klar, die Sonne schon auf halbem Wege am westlichen Horizont; lange, schaumgekrönte Wogen begleiteten uns. Wir gingen am Steuermann vorbei Richtung Backbord und blickten auf das Wasser, das schäumend unter dem Stern hervorlief, und auf die Blasen, die im Kielwasser tanzten und verschwanden. Ich drehte mich um und blickte das ekelerregende Schiffsdeck entlang.

»Ist das eine Meeresmenagerie?« fragte ich.

»Sieht fast so aus«, sagte Montgomery.

»Wozu die wilden Tiere? Als Handelsware? Meint der Kapitän, er wird sie irgendwo in der Südsee loswerden?«

»Es sieht so aus, nicht wahr?« sagte Montgomery und wandte sich wieder dem Kielwasser zu.

Plötzlich hörten wir von der Schottluke her einen Schrei und einen Schwall von Flüchen, und der unge-

stalte Mensch mit dem schwarzen Gesicht kletterte eilig herauf. Dicht hinter ihm folgte ein untersetzter, rothaariger Mann mit einer weißen Mütze. Beim Anblick des ersteren wurden die Hetzhunde, mittlerweile alle des Bellens müde, auf einmal rasend vor Wut, heulten und zerrten an ihren Ketten. Der Schwarze wich zurück, und das gab dem Rothaarigen Zeit, ihn einzuholen und ihm einen furchtbaren Stoß zwischen die Schulterblätter zu versetzen. Der arme Teufel sackte zusammen wie ein gefällter Ochs und rollte unter die tobenden Hunde. Es war sein Glück, daß ihnen das Maul verbunden war. Der Rothaarige grunzte triumphierend, taumelte und geriet, wie mir schien, in ernstliche Gefahr, entweder rückwärts die Kajüstreppe hinunterzustürzen oder nach vorne über sein Opfer zu stolpern.

Als der zweite Mann erschien, fuhr Montgomery heftig auf. »Sachte da vorn!« rief er warnend. Ein paar Matrosen erschienen am Bug.

Der Mann mit dem schwarzen Gesicht rutschte unter den Pfoten der Tiere umher und jaulte mit merkwürdiger Stimme. Niemand versuchte ihm zu helfen. Die Tiere taten ihr Bestes, ihn zu zerreißen, indem sie mit den Schnauzen nach ihm stießen. Ihre geschmeidigen grauen Leiber vollführten einen behenden Tanz über der plumpen Gestalt. Die Matrosen vorn riefen ihnen zu, als sei das ein großer Spaß. Montgomery stieß einen zornigen Ausruf aus und ging weiter über das Deck. Ich folgte ihm.

In der nächsten Sekunde hatte sich der Mann mit dem schwarzen Gesicht aufgegrafft und taumelte vorwärts. Er stolperte bei den Wanten, blieb keuchend stehen und sah sich über die Schulter weg nach den Hunden um. Der Rothaarige lachte zufrieden.

»Hören Sie, Kapitän«, sagte Montgomery, stärker lispelnd als gewöhnlich, während er den Rothaarigen bei den Ellenbogen packte. »Das geht nicht.«

Ich stand hinter Montgomery. Der Kapitän drehte sich halb um und sah ihn mit den stumpfen und feierlichen Augen eines Betrunkenen an. »Was geht nicht?« fragte er; und nachdem er Montgomery eine Minute lang schläfrig ins Gesicht geblickt hatte, fügte er hinzu: »Verdammter Knochensäger!«

Mit einer plötzlichen Bewegung wollte er die Arme freischütteln, und nach zwei wirkungslosen Versuchen steckte er die mit Sommersprossen bedeckten Hände in die Seitentaschen.

»Der Mann ist Passagier«, sagte Montgomery. »Ich rate Ihnen, die Hände von ihm zu lassen.«

»Gehen Sie zur Hölle!« rief der Kapitän laut. Plötzlich drehte er sich um und taumelte zur Seite. »Ich tu', was ich will, auf meinem eigenen Schiff«, sagte er.

Montgomery hätte ihn jetzt gehen lassen können – da der Kerl nun einmal betrunken war. Aber er wurde nur noch blasser und folgte dem Kapitän zur Reling.

»Hören Sie, Kapitän«, sagte er. »Der Mann da soll nicht mißhandelt werden. Er ist gequält worden, seit er an Bord kam.«

Eine Minute lang blieb der Kapitän sprachlos, benebelt von seinen alkoholischen Dünsten. »Verdammter Knochensäger!« war alles, was er dazu zu sagen hatte.

Ich konnte sehen, daß Montgomery von jenem langsamen, hartnäckigen Temperament war, das sich allmählich aufheizt, bis es zur Weißglut kommt und sich nie wieder bis zum Gleichmut abkühlt; und ich sah auch, daß dieser Streit seit einiger Zeit schwelte. »Der Mann ist betrunken«, warf ich ein. »Sie werden nichts ausrichten.«